

Der eigentlichen Forderung, die wir der mutigen Vorstellungskraft des ringenden Goethe entnehmen sollen, werden wir im bloßen Ästhetizismus oder im bloßen Nachblättern des von ihm Gesagten durchaus nicht gerecht. Das Immerstrebend-sich-Bemühen als Voraussetzung für unser Erlösstwerden ist nie einfach und bequem und ist etwas ganz anderes, als bloß gut oder brav sein. Ich bin keineswegs überall mit Herrn von Weizsäcker einverstanden, aber die Feststellung in seiner berühmten Friedensrede in der Frankfurter Paulskirche, daß den Frieden zu gewinnen eine außerordentliche moralische Anstrengung erfordert, das ist so vollständig wahr wie die Tatsache, daß ein noch so belesener und noch so fleißiger Menschentyp wie Wagner überhaupt nicht begreift, was das ist. Denn um dieses zu begreifen, muß man kämpfen, nicht nur zusehen und abschreiben. Wir sollten Plato oder Goethe oder Marx nicht vergöttern, sondern wir sollten sie als Ringer und Kämpfer in ihrer Zeit verstehen und an ihnen für das eigene Handeln in unserer Zeit wachsen. Das ist eine dringende Forderung.

„Nach ist es Tag, da rühre sich der Mann!
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.“
Dieser Kampf ist immer zunächst ein Kampf mit sich selbst gegen die eigene Trägheit, die im Überkommenen verharren möchte; aber natürlich genügt das nicht, sondern ist nur die Voraussetzung für die „außerordentliche moralische Anstrengung“. Was sollen wir dazu tun?

Willst du wirken, ordne dich ein

Es gibt viele Wege, dies zu erkennen. Wenn ich sage, einen davon zeigt die Arbeit Goethes an seinem Faust, so wird mir vielleicht die Schrittgelehrsamkeit widersprechen; denn die Forderungen, auf die ich hinauswill, stehen dort nicht. Und doch ist es mein voller Ernst. Nur dürfen wir nicht einfach abschreiben wollen, um dann die Wahrheit schwarz auf weiß zu besitzen. Wir müssen uns schon selbst bemühen, das Sich-Wandeln von Faust, das Goethesche „Stirb und werde“ als Antrieb zum eigenen Weiterdenken richtig zu verstehen. Die Handlung führt Faust von dem Für-sich-Streben hin zu der Arbeit für andere, für das Volk, also zur Überwindung des Ich-Berogensens.

Das ist eine moralische Leistung in dem vorhin angezeigten Sinn. Aber ist das schon das Ende einer überhaupt möglichen oder gar notwendigen Entwicklung? Faust als der Wissende ist auch der eigentlich Bestimmende. Das entspricht Goethes Weltbild, seiner Zeit und seiner eigenen, ihm zukommenden Stellung. Daß der Wissende auch der überall Bestimmende, der Lehrer, der Meister ist, das war in der damaligen, noch von einem einzigen universalen Kopf übersehbarer Welt die beste Lösung, und es war gleichzeitig die vollkommenste Selbstbestätigung im Wirken einer Persönlichkeit. Ist das auch heute noch so?

Ich glaube, ein wesentlicher Teil der von uns geforderten außerordentlichen moralischen Anstrengung liegt in der Anerkennung der Tatsache, daß dieses Persönlichkeitsbild heute nicht mehr zutrifft. Die Welt ist in den Wechselbeziehungen ihrer Glieder so vielfältig und so kompliziert geworden, daß es heute keinen universalen Meister mehr gibt, mehr geben kann. Vielleicht ist die Welt in uns nicht weiter oder tiefer geworden, und wir diese persönlichste Sphäre als den entscheidenden Bereich für das eigentliche Menschsein ansieht, der mag hier widersprechen; aber er setzt sich damit jedenfalls in Gegensatz zu Goethes Forderung, in der Umwelt fruchtbar zu wirken.

Wer das heute will, muß sich einem größeren Rahmen, in ein Kollektiv einordnen. Die Entwicklung von Arbeiten Streben und Erkennen des einzelnen für sich selbst endet nicht mit der Arbeit für andere Menschen, für das Volk, sondern sie geht weiter zur Arbeit innerhalb des Volkes als ein Glied von vielen.

Das anzuerkennen als die einzige Form des Wirkens, die heute tatsächlich mit Nutzen möglich ist, erfordert wiederum eine ungewöhnliche moralische Anstrengung des einzelnen, die Überwindung der Eitelkeit, in sich selbst etwas Wichtiges sehen zu wollen als im Mitmenschen und dies auch durch die äußere Stellung in der Gesellschaft und durch den Ruhm in der Nachwelt widerspiegeln zu finden. Die Maxime, die es heute anzuerkennen gilt, heißt: Willst du mitwirken, ordne dich ein, nicht über die anderen. - Einer selbstsicheren, ihren Wertes bewußten Persönlichkeit macht dieses Sich-Einordnen übrigens weitaus weniger Mühe als einem Menschen, der nur blindet. Auf sicherem Wissen gegründete Selbstachtung bedingt immer auch Urteilsfähigkeit über die Grenzen dessen, was man selbst kann, und die Bereitschaft, besseres Können anderer anzuerkennen. Persönlichkeit ist immer eine Synthese von begründeter Selbstachtung und Respekt vor Leistungen anderer. Ein Angeber muß dagegen immer Angst haben, daß sich bei zu enger Berührung seine Hohlheit erweist.

Denken wir an die vorhin schon erwähnte oberste Forderung des Tages, die Erhaltung des Friedens: Für sich allein kann der einzelne, der gewöhnliche Mitmensch tatsächlich wenig dazu tun, aber das ist keine Rechtfertigung für Unbetätigtbleiben. Nur ein Beispiel: Der weltweite Protest vieler solcher einzelner gegen den amerikanischen Krieg in Vietnam hat sich in der Tat als ein wirksamer Friedensfaktor erwiesen und stark dazu beigetragen, daß sich jetzt erste, wenn auch noch sehr geringe Anzeichen zu einer Änderung der amerikanischen Haltung anzudeuten beginnen. Die Ostermarschierer sind eine nicht mehr zu ignorierende Bewegung zur Gewinnung der Zukunft, auf keine Spießbürger des Typs, wie ihn schon Goethe in dem Osterspaziergang verspottet, noch so sehr ihre Glossen über solche nörstlichen Leute machen. Eingebordnet kann auch der einzelne sehr wohl wirken, aber nur so. Das gilt wohl zu erkennen und anzuerkennen, auch wenn das die selbstgefällige Eitelkeit des Individuums verletzen mag.

Objektives Wissen ist Möglichkeit jeder Entscheidung

Heißt diese Einordnung aber nicht doch Vermassung. Untergehen der Persönlichkeit im Anonymen, Einschränkung des höchsten Persönlichkeitsrechtes, der Gedankenfreiheit? - Gehört es denn zum Beispiel zur Freiheit einer Persönlichkeit, zu denken 2 x 2 sei 5? Doch ganz sicher nicht. Es gibt Wahrheiten, die gelten ganz unabhängig davon, ob der einzelne ihnen zustimmt oder nicht, die keine Meinungsfrage, kein Volksentscheid in Kraft oder außer Kraft setzen kann, deren Anerkennung zu fordern sowenig Meinungsstärke ist wie der Rechenunterricht - und die trotzdem dem Menschen nicht einfach selbstverständlich sind, sondern erst das Ergebnis angestrengtesten Strebens nach Einsicht. Es ist kein Meinungssterror, die Anerkennung einer objektiven Wahrheit zu fordern. Das gilt keineswegs nur für das Packen oder andere Seuchen und deren Überwindung. Heute kennen wir ihre Ursachen und wissen sie zu vermeiden. Die Ursachen gehören zum objektiven Wissen; die notwendigen Maßnahmen zu ihrer Vermeidung müssen dann unabhängig von der Zustimmung des einzelnen - siehe etwa Pockenimpfung - durchgeführt werden, oder die Verantwortlichen verletzen ihre Pflicht. Wir wissen, wie schwierig zum Beispiel in einer noch am Überkommenen hängenden Bevölkerung in noch wenig entwickelten Ländern erforderliche Hygienemaßnahmen durchzuführen sind; aber ich möchte, um jedem überheblichen Hochmut entgegenzutreten, daran erinnern, daß auch bei uns früher einmal die Pest übermächtiges Schicksal, eine Gottesgeißel war, und es war gottloser Frevel, sich gegen diese Zuchttrute aufzulehnen. Die Freiheit, so etwas heute noch zu denken und deswegen die gebotenen Maßnahmen für sich abzulehnen, diese Freiheit lassen wir heute nicht mehr zu. Es ist kein Meinungssterror, keine Einschränkung der Gedankenfreiheit, die Anerkennung einer

Persönlichkeitswertungen in unserer Zeit und ihre Entwicklung

AUS EINEM VORTRAG, DEN DER VORSITZENDE DES FORSCHUNGSRATES DER DDR IN DER FRIEDRICH-SCHILLER-UNIVERSITÄT JENA IN VERBINDUNG MIT DER ORTSVEREINIGUNG JENA DER GOETHE-GESELLSCHAFT IM MAI 1968 GEHALTEN HAT



Fortsetzung und Schluß aus Nr. 18/68 der „UZ“

Prof. Dr. Dr. Max Steenbeck

objektiven Wahrheit zu verlangen. Es ist nie einfach, sich von veralteten Vorstellungen frei zu machen; Goethe schreibt in den Maximen und Reflexionen: „Der denkende Mensch hat die wunderliche Eigenschaft, daß er an die Stelle, wo das ungelöste Problem liegt, gerne ein Phantasiebild hinfabuliert, das er nicht loswerden kann, wenn das Problem auch aufgelöst und die Wahrheit am Tage ist“. Das gilt auch für Kriege und ihre Ursachen - womit wir zu der heute vorrangigsten Forderung des Tages zurückkehren. Wer Kriege vermeiden will, muß wissen, wie sie entstehen. Kriege sind, wie Seuchen, kein Schicksal, dem man sich wehrlos fügen muß; Kriege waren immer von Menschen gewollt, die ein Interesse am Krieg hatten. Warum hatten oder haben sie ein Interesse am Krieg, welches Interesse? Sehen wir alle großen Kriege zwischen den Völkern Europas an, die es in den letzten zweihundertfünfzig Jahren gab: Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß keiner dieser Kriege ausbrach, weil ein Volk nicht anders leben konnte.

Tatsache, daß jeder dieser Kriege ein Eroberungskrieg oder dessen Folge war. Es ist unbestreitbare Tatsache, daß die gewöhnlichen kleinen Menschen in keinem Volk durch irgendeinen dieser Kriege - selbst nach einem Siege - irgendwie besser, weniger arm oder glücklicher lebten als ohne diesen Krieg. Es ist unbestreitbare Tatsache, daß von den heutigen großen Völkern ein wesentlicher Anteil entweder in oder aus diesen Kriegen entstanden oder groß geworden ist. Warum also fanden die Kriege statt? Schicksal? Oder Macht- und Gewinnstreben genügend einflußreicher Macht- und Gewinnnutznießer? Wer hat denn ein Interesse daran, doch zweifellos von Menschen gewollte Kriege als „Schicksal“ zu tarnen? Warum wird denn eine Revolution niemals als Schicksal hingestellt, aber oft genug als Verbrechen? Woher stammt das sich hier zeigende Suggestieren-wollen der Meinung, eine revolutionäre Auflehnung gegen soziale Ungerechtigkeit sei „verwerflicher“ als ein Eroberungskrieg? Cui Bono?

Wer diesen Fragen nachgeht, muß Mut haben, sich einer großen moralischen Anstrengung stellen; denn er findet, daß Ehre, Ruhm, Vaterlandsliebe, Freiheit, Volk ohne Raum nur zu oft als tarnendes Fittwerk den brutalsten Egoismus, die nackten Gewaltinstinkte der Mächtigen verschleiern. Nur die Mächtigen hatten und haben die Gewalt, ihre Interessen auf diesem Wege durchzusetzen. In den letzten zweihundertfünfzig Jahren trat an die Stelle der Fürstenmacht die Macht der Wirtschaft; statt für uns heute unverständlich gewordener Erbfolgekriege gab es nur Kriege um Rohstoffe, wirtschaftliche Vormacht und billige Arbeitskräfte, deren Notwendigkeit unseren Urenkeln ebenso unverständlich sein wird. Diese Einsicht schmerzt; Wahrheit bleibt sie dennoch.

Was also ist nach dieser Einsicht zu tun, um künftige Kriege zu vermeiden, um zu verhindern, daß die unvorstellbare Zerstörungskraft nuklearer Waffen, von der ich vorhin sprach, losgelassen wird? - Wir müssen durch eine Neuordnung der Gesellschaft dafür sorgen, daß kein einzelner und keine Interessengruppe mehr eine solche Machtfülle in die Hand bekommt, daß die Politik und damit auch ein Krieg Werkzeug der Eigeninteressen dieser Mächtigen werden kann. Militärische Macht in privater Hand wird heute in der öffentlichen Meinung durchweg abgelehnt, was allerdings nicht ausschließt, daß es sie auch heute noch gibt. Wirtschaftliche Macht in privater Hand ist ebenso gefährlich oder vielleicht noch gefährlicher; denn sie kann die Militärmacht eines ganzen Staates für ihre Interessen einsetzen, weil sie die Politik des Staates bestimmt. Solange das Leitbild von Gut und Böse den persönlichen Besitz in der bisherigen Form heiligt, werden auch die Menschen in der bisherigen Weise reagieren, ohne sich schuldig zu fühlen. In seiner großartigen Schlußversion sieht Faust ein

freies Volk auf freiem Grund.

Also nicht leibeigene Bauern oder Tagelöhner auf einer Erde, die anderen gehört, oder in Erweiterung auf die inzwischen groß gewordene Industrie - nicht Lohnarbeiter in Fabriken, die anderen gehören, sondern dem ganzen Volk - ja, dann braucht allerdings von Krieg nicht mehr die Rede zu sein, der in dieser Vision ja auch nicht mehr erwähnt wird. Voraussetzung ist in der heutigen eng verzahnten Welt allerdings, daß diese sozialistische Ordnung sich überall auf der Erde durchsetzt - mit ihrer für viele neuen Auffassung vom Eigentum... Die Sozialisierung der Gesellschaft ist ein irreversibler Prozeß, auch wenn das manchmal als sehr unerwünschte Einschränkung der persönlichen Freiheit erscheint, auch wenn die Sozialisierung noch nicht sofort alle Schwierigkeiten funktionierte. Die Forderung, objektive Wahrheiten anzuerkennen und danach zu handeln, ist nie Meinungssterror und ist nie entwürdigend. Entwürdigend aber ist es immer, sich Willkür zu beugen, und Willkür ist es, wenn die Respektierung objektiver Wahrheit verhindert wird, weil sie den Interessen der Mächtigen oder noch nicht überwundenen alten Dankgewohnheiten widerspricht. So ist es. Diese Einsicht vor allem bestimmt das Persönlichkeitsbild unserer Zeit: Eine Persönlichkeit kann nützlich nur wirken in bereitwilliger Einordnung in das Ganze, wohl als Individualität, aber nicht mehr als Individualist. - Darüber wäre noch sehr viel mehr zu sagen, als es in einem Vortrag möglich ist. Ich will darum hier nur noch auf eine Frage ein-

gehen, die sich manchem aufdrängen mag - gerade im Denken an Goethe und seine gewaltige, so ganz diese große Persönlichkeit widerspiegelnde Schöpferkraft. Verschwindet bei der Einordnung einer Persönlichkeit in ein Kollektiv nicht gerade das Wertvollste der Persönlichkeit, ihre Schöpferkraft?

Es gibt jedenfalls Menschen, die in einer kollektiven Arbeit eine Vermassung, ein Anonymwerden der Leistung und damit einen kulturellen Niedergang erblicken - oder erblicken möchten. Daß manche Gipfel nicht von einem einzelnen Bergsteiger bezwungen werden können, sondern nur von einer Seilschaft, und daß dies durchaus keine Entwertung der Leistung des einzelnen ist, geben auch sie allerdings zu.

In der Tat bedingt Kollektivarbeit durchaus nicht eine Entwertung oder Entpersönlichung der Arbeit des einzelnen, jedenfalls nicht für den, zu dessen Lebensbejahung der Wille gehört, etwas zu leisten, was edel und das heißt immer gesellschaftlichen Wert hat.

A...einen im Kollektiv heißt das nicht, daß mehrere Menschen das gleiche tun und der eine die Nachlässigkeit des anderen ausbügelt. Arbeiten im Kollektiv ist immer eine Aufteilung einer großen Arbeit in ganz bestimmte Aufgaben für jeden einzelnen, aber verbunden mit einer ständigen Prüfung der Ergebnisse des einen an der Brauchbarkeit für die Aufgaben des anderen. Das bedeutet keine Minderung der Verantwortung des einzelnen, sondern genau das Gegenteil; denn von der Zuverlässigkeit der Arbeit des einen hängt ja die Leistung auch der anderen ab. Das, was dabei herauskommt, ist dann viel mehr, als die Beteiligten in Alleinarbeit je hätten schaffen können; die Arbeit jedes einzelnen steckt überall im Ganzen drin und verbürgt dessen Wert; sie gibt also das auf echte Leistung gegründete Selbstbewußtsein; sie vermeidet aber selbstgerechte Überheblichkeit - und manch einer möchte darauf allerdings ungern verzichten.

Möglichkeit schöpferisch-kollektiver Arbeit

Und nun zu dem Einwand gegen den Wert oder die Möglichkeit schöpferischer kollektiver Arbeit: Eine neue Idee entspringe doch letzten Endes immer einem Gehirn, sei also immer das Werk eines einzelnen und nicht eines Kollektivs; die schöpferische Arbeit, diese wichtige Auswirkung einer Persönlichkeit, müsse also im Kollektiv gegenüber der Routinearbeit notwendig zu kurz kommen. Diese Logik scheint zunächst zwingend; um so auffälliger ist, daß man diesen Einwand so gut wie nie von Menschen hört, die selbst an einer modernen Forschung oder Entwicklung ernsthaft beteiligt sind. Das ist in der Tat kein Zufall; denn die Vorstellung über das Zustandekommen einer neuen Idee, die diesem Einwand zugrunde liegt, ist schon lange falsch - wenn sie überhaupt jemals ganz zugegriffen hat.

Genügend bekannt ist die Tatsache, daß viele neue Ideen überhaupt erst in einer Diskussion entstehen - etwa an der Wandtafel; jeder hat ein Stück Kralde in der Hand, keiner der Beteiligten wußte zu Beginn etwas vom schließlich gewonnenen Endergebnis; erst in einem sich wechselseitigen Hochschaukeln aller trat die neue Erkenntnis ins Licht. Sicher war es hier nicht nur ein einziges Gehirn, in dem die neue Vorstellung allein und klar zuerst gedacht wurde. Niemand der Beteiligten wird etwas Derartiges beanspruchen, und jeder verläßt eine solche Diskussion bereichert. Aber auch bei einer Idee, die ein einzelner als erster formuliert hat, gilt, daß sie so gut wie nie als plötzlicher Gedankenblitz vollendet dasteht. Fast immer trennt sich das glühende Wertvolle vom Falschen oder Überflüssigen erst im Gespräch mit anderen ab - und sei es nur durch Fragen der anderen, die zu klaren Begründungen oder Formulierungen zwingen. In einem solchen Arbeitsstil kann dann der einzelne nicht mehr darauf bestehen: Das habe ich gesagt, und dieser Teil ist von mir. Im Grunde erschiene das dann nur noch als Eingeständnis einer Gedankenarmut, die auf nichts glaubt verzichten zu können. So hat ein Kollektiv immer, auch über das rein Fachliche hinaus, Erziehungswert. Erziehung - das ist ein Wort, das kein Mensch gern hört, wenn sie ihm gelten soll; wozu denn auch? Ist sich nicht ohnehin der gute Mensch des rechten Wegs bewußt? Sicher ist gut mehr als richtig, doch nichts kann gut sein, was nicht auch richtig ist, und das weiß der Mensch nicht von selbst, das muß er lernen. Lernen ist immer Erziehung, durch die objektive Umwelt und ihre Anforderungen, und auch Erziehung an sich selbst. Vielleicht denkt mancher: Gut, in Wissenschaft und Technik ist ein Kollektiv heute sicher etwas Gutes. Aber für das künstlerische Schaffen gilt das doch nicht so ohne weiteres; hier verflücht Erziehung nur zu leicht die persönliche Aussage, in der sich der eigentliche Wert jeder Kunst manifestiert.

Sozialistische Kollektivität erobert alle Lebensbereiche

Hören wir uns einmal an, was ein großer Dichter unserer Epoche dazu gesagt hat - Bertolt Brecht Gedanken zu der Frage: „Was erzieht?“. „Es erzieht der Hunger und die Art, wie er gestillt werden kann. Es erzieht die Kälte und die

Art, wie ein Obdach oder die Kleidung errungen werden können. Es erzieht die Art, wie die Menschen einander begegnen, wie einander zu begegnen sie durch ihre Nöte gezwungen werden.

Es erzieht die schönen Künste nur, wenn sie nicht den Lebenskampf schwächen.“

Soll die Kunst also mehr sein als l'art pour l'art, soll sie in der Umwelt wirken, so gelten auch für sie sehr strenge Maßstäbe. Ganz sicher wird das Denken und Handeln der Menschen nicht einfach nur von der Ratio bestimmt, wie sie vor allem in den Naturwissenschaften und der Technik mit ihren objektiven und unpersönlichen Zielen dominiert. Kein Elektronengehirn erlaubt das nur dem lebendigen Menschengeist Innenwohnende, das Unbewußte, das Unterbewußte, das Triebhafte in Liebe und Haß, die Ängste, die Verzweiflung und die Sehnsüchte, das Unheimliche, Dämonische und Chaotische mit seiner für das Tun der Menschen oft so bestimmenden Gewalt. Ist das echt nicht nur von einer Künstlerpersönlichkeit darzustellen, aber nicht durch ein Kollektiv aus mehreren, das diese einsamen Tiefen des Menschseins nie echt ausloten kann? Dieses Einsamssein in kummervollen Nächten - gehört das nicht auch zum Menschsein? Wer das bestreitet, dem glauben wir sein Menschsein nicht. Nur eines darf der Mensch nicht: in dieser Einsamkeit verharren oder sogar verharren wollen, sie womöglich als das Wesentliche eines tiefen Menschseins werten. Das bliebe doch nur sterile oder berauschende Selbstbefriedigung, eine Schwächung im Lebenskampf. Der Mensch muß wieder auftauchen können aus diesen Tiefen, ohne an dem Erlebten zu zerbrechen, so wie sich der Mensch aus der Nachwirkung eines lähmenden Alptriums durch Arbeit befreit. Das heißt aber immer, sich in die Gemeinschaft mit anderen einzureihen; auch der Künstler ist darin keine Ausnahme.

Im Grunde ist das wieder nichts anderes als die Faust-Situation. Zum Sich-Befreien aus lähmender Verzweiflung hilft nur eines: die Tat - und die ist nur in der und für die Gemeinschaft möglich. Nur zu sagen, was er leidet, reicht allein als Leistung des Künstlers nicht aus, ohne die Kraft, am Leiden als Persönlichkeit zu wachsen und im kämpferischen, also parteihemmenden Wirken in der Gesellschaft dieses Leid zu überwinden.

Vielleicht hat es die sensible Individualität einer Künstlerpersönlichkeit darin besonders schwer; die sachlich nüchternen Forderungen an einen Naturwissenschaftler sind wahrscheinlich leichter zu erfüllen. Es ist wohl ähnlich wie oft im menschlichen Leben, wo der stärker Liebende mehr leidet - und doch im tieferen Erleben der Glücklichere ist. Vielleicht ist das die höchste Form des Menschseins für uns Erdenkinder überhaupt - sehen wir nur auf die kraftvolle Persönlichkeit Goethes.

Aber auch die naturwissenschaftliche Arbeit ist keineswegs nur nüchterne Vorstufe für eine kommende technische Anwendung, sondern dient nicht weniger der Erkenntnis, dem Ausbau unseres Weltbildes. Beides führt auch den Forscher zu einem tiefen Erleben seines Menschseins: Das Bewußtsein, etwas für das Leben anderer Menschen Brauchbares geschaffen oder mitgeschaffen zu haben, ist eine Selbstbestätigung von einem Wert, den nur der ganz begreift, der dies selbst erlebt hat. Der Gewinn einer neuen Erkenntnis, und sei es auch nur ein kleiner Schritt ins vorher noch Unbekannte, bedeutet für den daran Beteiligten eine wunderbare und erhebende Ergriffenheit, ein Zusammenspielen von Bescheidenheit und Stolz, wie sie vielleicht nur diese Arbeit vermitteln kann - das, und die Verzweiflung des Nichtgenügens. Mathematik ist dann nicht mehr nur ein kaltes logisches Kalkül, ein trockener Algorithmus; es ist, als hätten wir Flügel bekommen, die uns zuverlässig in vorher unzulängliche, nicht einmal geahnte Weiten tragen - buchstäblich erschließt sie ja ganz neue Räume mit wunderbaren Gesetzmäßigkeiten.

Daß wir in unserer Umwelt, in der Natur und in der Gesellschaft, Gesetzmäßigkeiten finden, daß wir sie überhaupt finden können und sie also auch existieren, ist nicht nur eine immer wiederkehrende Erfahrung, sondern ist für den denkenden Menschen eines seiner tiefsten Erlebnisse.

Überkommenes Denken trägt uns nicht ins Morgen

Daß eine solche Erkenntnis uns zwingt, überkommenes Denken zu revidieren, das ist oft schwer zu erfüllen und kann sogar unheimlich sein, solange es noch ungewohnt ist. Es macht uns besonders dann Mühe, wenn es unser persönlichstes Sein und Tun berührt, wie etwa die Erkenntnisse von der Notwendigkeit des tiefgreifenden Strukturwandels einer seit Generationen gewohnten Gesellschaftsordnung zum Sozialismus mit all seinen Konsequenzen, auch für den einzelnen. Aber wenn auch hierdurch ein zwingender Rahmen gesetzt ist, den zu durchbrechen dem Einsichtigen als Frevel erkennbar ist - Innerhalb dieses Rahmens bleibt soviel an Schönerm und Lebenswertem, was ohne ihn im Chaos untergehen würde, so daß wir alles daransetzen müssen, dieses Lebenswerte auch Wirklichkeit werden zu lassen. Nichts hindert uns daran, alle Höhen und Tiefen des Menschseins zu durchleben, als unsere eigene Trägheit; Wert und Wärme der Persönlichkeit kann jeder beweisen - wenn er sie hat. Es gehört dazu die Bereitschaft, mit den anderen zusammen zu leben, zu arbeiten und das Richtige nicht nur zu wünschen, sondern auch zu tun. So ist es eine der stärksten Stützen meines eigenen Zukunftsglaubens, in der Arbeit des Forschungsrates zu erleben, wie viele Menschen, wieviel an Bereitschaft es gibt für eine weit in die Zukunft greifende Arbeit über Rang und Ordnung unserer Aufgaben, wie sich das verantwortungsbewußte gesellschaftliche Denken aus vielleicht zunächst sogar ablehnender Passivität bereitwillig zu wirksamer, mühevoller Mitarbeit entwickelt - und zu welchem Wertgefühl das führt. Wirkliche Mitarbeit, nicht abwartendes Zusehen bildet den Menschen zur Persönlichkeit. So war es immer, und so ist es auch heute. Das in der sozialistischen Ordnung zu tun, ist anfangs sicher nicht leicht gerade für Menschen unseres Volkes, das als erstes auf der Welt aus einer höchstentwickelten imperialistischen Vergangenheit in die sozialistische Ordnung übertritt und das dazu jetzt noch geteilt ist. Niemand soll die Gefahr unterschätzen, die darin für unsere Zukunft liegt, wenn wir nicht mit Einsicht handeln, und die zu erwerben hat schon immer Mühe gekostet.

Sicht in die Zukunft

Wir richten unsere Augen auf eine Zukunft, die wir möglich machen wollen, ohne dabei zu vergessen, daß wir in der Vergangenheit wurzeln. So sollen wir das Große und die Großen in unserer Vergangenheit kennen und achten und daran wachsen - aber für unsere Aufgaben in der Gegenwart, und die zwingen nur vereint. Der einzelne kann nicht mehr für sich allein davon träumen, daß die Spur von seinen Erdentagen nicht in Äonen untergeht; dann wir alle müssen zuerst einmal dafür sorgen, daß nicht schon eher als in 50 Jahren überhaupt Schluß ist. Diese Gefahr gab es in der Vergangenheit allerdings noch nicht, und sie ist von riesiger Größe. Eben dazu ist eine Wandlung im Denken und Werten nötig. Überwindung von Trägheit vieler Art, die ehrliche Bereitschaft zu einer außerordentlichen moralischen Anstrengung. Für keine andere Epoche als die unsere gilt darum mehr und unmittelbarer das warnende Wort Goethes, das sich wie direkt zu uns Heutigen gesprochen anhört:

Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

(Von der Redaktion gekürzt)